



Zülfü Livaneli
Roman meines Lebens
Ein Europäer vom Bosphorus



Zülfü Livaneli

Roman meines Lebens

Ein Europäer vom Bosphorus

Aus dem Türkischen
von Gerhard Meier

Klett-Cotta

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Besuchen Sie uns im Internet: www.klett-cotta.de

Klett-Cotta

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Sevdalim Hayat« im Verlag Remzi Kitabevi, Istanbul.

© 2007 by Ömer Zülfü Livaneli

Für die deutsche Ausgabe

© 2011 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

Datenkonvertierung E-Book: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

Printausgabe: ISBN 978-3-608-93895-1

E-Book: ISBN 978-3-608-10170-6

Alle Abbildungsrechte an den Fotos liegen bei Zülfü Livaneli bis auf die Abbildung Livaneli/Wulff bei

© Presse- und Informationsamt der Bundesregierung / Steffen Kugler.

Vorwort zur deutschen Ausgabe
Ziegenböcklein
Der Urgroßvater, der den russischen Kommandanten tötete
Die Schakalhöhlen
Mein heimlicher Büchertempel
Das erste große Abenteuer
Neurotiker aller Länder, vereinigt euch
Der Zauber von Musik, Literatur und Film
Existenz im Existentialismus
Der Junge mit der Fahne
Der Flügel des verwünschten Vogels
Ein Verräter unter den Linken
Erste Pressionen
Der Verlag
Der Silvesterabend
Provinzialisierung
Der 12. März 1971
Tage der Verwirrung
Eine »Künstler«-Geschichte
Brand in der Zelle
Die Zelle der zitternden Sardelle
Die Folter des Wartens auf die Folter
Das Leben in der Zelle
Ein Ausweg
Dem edlen Räuber kann die Welt nicht gehören
Auf nach Europa
Die blauen Männer
Der Heilige auf dem Schiff
Stockholm: Himmel und Hölle
Auf ein neues Leben zu
Die erste Langspielplatte
Die Raubkopierer
Die Sünde der Polyphonie

Auf der Suche nach Anatoliens verborgener Stimme
Schreiben für Politika
Eine Fahrt nach Istanbul
Ein Sonntag in Istanbul
Die Lieder Nâzım Hikmets
Wie ein Student
Die Rückkehr
Ein Angebot von Yılmaz Güney
Die ersten Konzerte in Istanbul und Athen
Wieder verhaftet
Mehr Demonstration als Vortrag
Schrecken in der Türkei, Erfolg in Europa
Viel Neid, viel Ehr
Noch ein Putsch
Die großen Verleumder
Ein Filmprojekt mit Türkân Şoray
Plattenaufnahmen mit Maria
Mondscheinerinnerungen
»Heißt du auch Mustafa?«
Ein Großbrand in Athen
Ein geheimes Treffen mit Yılmaz Güney
Wie ich zu Sebastian Argol wurde
Livaneli wird von Sebastian Argol übertrumpft
Auf Tournee in Europa
Abidin
Die herausgestreckte Zunge auf der Telefunken-Platte
Verstimmung mit Maria
Wieder zurück
In der Selimiye-Kaserne
Die Schwingen des Mikis Theodorakis
Meine erste Reise nach Moskau
Das Treffen am Ala Archa
Am Issyk-See

Abenteuer mit Yaşar Kemal
Das Treffen mit Gorbatschow
Perestroika
Der ins Boot geplumpste Wunderfisch
Das Dorf
Diskussion über Hitler in den Keşiş-Bergen
Schein und Wahrheit
Berlin und Cannes
Ein seltsames Erlebnis mit Ingmar Bergman
Die barfüßige Sängerin
Die letzten Jahre
Politik
Zum Schluss
Auswahl der Werke
Musik-Alben
Bücher
Filme
Bildteil
Über den Autor

Vorwort zur deutschen Ausgabe

*An Deck eines Schiffes,
das nach Osten fährt,
laufen wir in Richtung Westen.*

Celal Yalınız

Am Bosphorus sieht man, wie Vögel in Schwärmen pfeilschnell übers Wasser sausen und es dabei fast berühren. Es sind Sturmtaucher. Nach einer alten Sage trägt jeder von ihnen die Seele eines Menschen mit sich, der hier einst lebte und starb. So fliegen sie zwischen Europa und Asien hin und her und erquicken dabei die Seelen von Megarern, Genuesen, Byzantinern und Osmanen.

Den Bosphorus durchquerte auch Io, die Geliebte des Zeus, nachdem die eifersüchtige Hera sie in eine Kuh verwandelt hatte.

Wenn ich morgens aufwache, sehe ich auf das Wunder dieser Meerenge hinunter und empfinde jedes Mal den gleichen schwindelerregenden Zauber. Die Sturmtaucher fliegen dahin, und riesige russische Schlepper ziehen wie abgedunkelte Leuchttürme vorbei. Manchmal treibt einer, von der tückischen Strömung erfasst, auf eines der Häuser am Ufer zu, und es geschieht immer wieder einmal, dass ein Haus von solch einem Ungetüm zermalmt wird und Menschen in der surrealen Szenerie eines in ihr Schlafzimmer dringenden Schiffes umkommen.

Von kleinen Fischerbooten aus werden die schmackhaften Bosphorusfische gefangen, die man einst in Rom bei kaiserlichen Festmahlen verzehrte. Sonntags sind Jachten und elegante Segelboote unterwegs.

Diesen unvergleichlichen Anblick genoss ich eines Abends im Sommer 2010 bei herrlichem Fisch und eiskaltem Raki mit zwei lieben Menschen, meinem engsten Freund Yaşar Kemal und unserem Gast Günter Grass.

In den Wassern des Bosphorus zu unseren Füßen spiegelten sich zauberhaft osmanische Paläste, Moscheen, Schiffe sowie die beide Kontinente überspannenden Brücken.

Ich war gerade erst von einem Konzert auf Zypern zurückgekehrt und gab daher an Yaşar Kemal eine Frage weiter, die man mir dort gestellt hatte. Die Leute wunderten sich, warum er nie nach Zypern käme. Etwa, weil dort ein mit ihm befreundeter Gewerkschafter ermordet worden war?

»Stimmt, vor Jahren ist auf Zypern ein Freund von mir umgebracht worden, und deshalb will ich da nicht mehr hin«, sagte Yaşar Kemal.

»Nun ja«, erwiderte ich, »aber in Istanbul sind doch auch Freunde von uns ermordet worden, dann dürften wir auch hier nicht leben.«

Bevor Yaşar Kemal eine Antwort geben konnte, hob Günter Grass sein Raki-Glas und rief aus:

»Wenn man schon umgebracht wird, dann sollte es wenigstens in Istanbul sein!«

Während wir über diesen makabren Scherz lachten, fiel mir ein Radiointerview ein, das einmal ein holländischer Journalist mit mir geführt hatte. Der Mann wusste, dass ich mehrere Putsche miterlebt, im Militärgefängnis gesessen und elf Jahre im Exil verbracht hatte, und so fragte er mich nach meiner bittersten Erfahrung. Ohne Zögern antwortete ich:

»Am bittersten war, wenn Freunde von mir getötet wurden.«

Der Journalist meinte zunächst, er habe sich verhört, und fragte nach: »Freunde? Im Plural?«

»Ja, beileibe nicht nur einer.«

»Wie viele waren es denn?«

»Die genaue Zahl weiß ich nicht, aber es dürften um die zwanzig, dreißig gewesen sein.«

Im Hörer war es eine Weile ganz still.

Schließlich fragte mich der Holländer: »Haben Sie dennoch keine Angst, dort zu leben?«

Ich erwiderte ihm, dass Angst nun mal zum Leben eines türkischen Intellektuellen gehöre. So wie das Gefängnis ganz selbstverständlich als die Schule der türkischen Schriftsteller bezeichnet werde, so müsse man auch ständig damit rechnen, dass einem ein Wirrkopf einen Pistolenlauf an den Kopf halte.

Das jüngste Beispiel dafür war die Ermordung unseres geliebten Freundes, des armenischstämmigen Journalisten Hrant Dink.

Nach dem Interview machte ich mich mit meiner Frau daran, die Ermordeten aus unserem Freundes- und Bekanntenkreis aufzulisten. Als wir bei fünfzig angekommen waren, mussten wir innehalten, beide in Tränen aufgelöst.

Die Türkei ist ein Land, in dem sich der Kalte Krieg verheerend ausgewirkt hat. Als Nato-Mitglied und enger Verbündeter der USA war die Türkei gegenüber dem Nachbarn Sowjetunion ein vorgeschobener Posten. Von den amerikanischen Militärstützpunkten auf türkischem Boden konnten jederzeit Atomraketen abgefeuert werden, und auf Flughäfen, die von Türken nicht betreten werden durften, standen mit Atombomben bestückte Düsenjäger zum Abheben bereit.

Linksgesinnte kreative Menschen, die sich mit Literatur und Kunst befassten, galten als potentielle Gefahr und mussten unschädlich gemacht werden. So schuf sich die Türkei ihre eigenen Gulags, und Regimegegner wurden dort nicht weniger unbarmherzig behandelt als im Ostblock.

Meine Lebensgeschichte, die Ihnen auf diesen Seiten begegnet, ist deshalb auch die Geschichte eines ganzen Landes und einer Generation. Dabei spannt sich der Bogen von Gefängniszellen und der Angst vor Folter bis hin zu Empfängen bei Staatspräsidenten, von falschen Ausweispapieren bis hin zu Diplomatenpässen, von der Mühsal des Exils bis zu Konzerten vor Hunderttausenden, von völliger Einsamkeit bis hin zu Parlamentsarbeit und Freundschaften mit Menschen aus aller Welt.

Mit seinen frohen und seinen trüben Tagen war es ein insgesamt glückliches Leben. Ich durfte mit Michail Gorbatschow den Anfängen von

Perestroika und Glasnost beiwohnen, wurde von Elia Kazan in die Geheimnisse Marylin Monroes eingeweiht, lachte schallend mit Peter Ustinov und bekam von Arthur Miller von der McCarthy-Ära erzählt.

Ich bin dankbar, dass mir der Verlag Klett-Cotta die Freude bereitet, dieses Buch zu meinem 65. Geburtstag auch in Deutschland herauszubringen, denn mit Ausnahme von Griechenland habe ich im Ausland nirgends so viele Freunde wie dort, und gerade in schweren Zeiten habe ich von Deutschen viel Unterstützung erfahren.

Für mich, der ich von frühester Jugend an viel gelesen habe, ist Deutschland das Land von Goethe, Schiller, Kleist, Hesse, Böll, Grass, Remarque, Heine, Zweig, Schopenhauer, Marx, Hegel und Nietzsche. Es ist eine Hochburg der Literatur, Philosophie und Musik, und nicht zuletzt ist es auch das Land meiner lieben Freundin Claudia Roth und des großen Schauspielers Armin Müller-Stahl, der mir die Ehre erwiesen hat, auf seiner Geige Werke von mir zu spielen und mir Gemälde von sich zu schicken.

Zugleich freut mich, dass die Leser nicht nur über mich, sondern auch über die Türkei, über die in Deutschland viel diskutiert wird, etwas mehr erfahren. Bei Gesprächen mit deutschen Intellektuellen habe ich immer wieder den Eindruck, die Türkei werde dort nicht in ihrer ganzen Vielfalt wahrgenommen, was wohl unter anderem daran liegt, dass die seit den sechziger Jahren zugezogenen »Gastarbeiter« nur einen Teil der türkischen Wirklichkeit abbilden. In der Türkei werden sie als eine eigene, nicht unbedingt repräsentative Klasse angesehen, für die der Begriff »Deutschländer« geprägt wurde.

Dabei ist die Türkei seit jeher ein Land voller künstlerischer Kreativität. Von dem in Kleinasien wirkenden Homer übernahmen Troubadoure das Versmaß des Hexameters und begründeten damit eine jahrhundertelange Tradition; unter byzantinischem Einfluss bildete sich die osmanische Hofmusik heraus; und sowohl die persisch geprägte »Diwan«-Lyrik als auch die moderne türkische Literatur zeugen von hoher künstlerischer Ausdruckskraft.

Zu unseren Vorvätern zählen auch die Phryger, Karier und Ionier, deren musikalisches Erbe in unserer wahren Musik fortlebt. Ich betone das mit der

»wahren« Musik, denn was in Deutschland aus türkischen Lebensmittelläden herausdröhnt, hat mit unserer ursprünglichen, eher lyrischen Musik nichts zu tun.

Das brachte ich auch zum Ausdruck, als mir im Oktober 2010 Bundespräsident Christian Wulff und seine reizende Gattin die Ehre erwiesen, mich anlässlich ihres Türkeiibesuchs zu einem Mittagessen in die Sommerresidenz des deutschen Botschafters in Tarabya zu laden. Die am Bosphorus gelegene Residenz steht auf einem Grundstück, das den Deutschen einst von Sultan Abdülhamit II. geschenkt wurde. Auf dem angeschlossenen Soldatenfriedhof sind 900 während des Ersten Weltkriegs im Osmanischen Reich gefallene deutsche Offiziere begraben, darunter der in der Türkei als »Goltz-Pascha« bekannte General von der Goltz.

Mit Bezug auf die Aussage von Bundeskanzlerin Angela Merkel, »Multikulti« sei gescheitert, bat ich Wulff, er möge an einer tiefen geistigen Beziehung zwischen der Türkei und Deutschland mitwirken und türkische Intellektuelle nicht nur als »soziale Mittler« im Dienste einer gelungenen Integration ansehen.

Das Augenmerk des Bundespräsidenten schien allerdings mehr der in Europa anwachsenden Fremden- und Islamfeindlichkeit zu gelten; eine Haltung, wie ich sie im Westen häufig beobachte. Europäische Politiker und Intellektuelle fühlen sich von Islamfeindlichkeit unangenehm berührt, weil sie diese als unvereinbar mit den westlichen Werten erachten. Damit haben sie zwar nicht unrecht, doch existiert auch in der islamischen Welt eine Fremdenfeindlichkeit, die immer mehr insbesondere Christen entgegengebracht wird, und diesem Phänomen sollte meiner Ansicht nach ebenso sehr Rechnung getragen werden.

Allgemein neige ich allerdings dazu, das Tagesgeschehen nicht aus einem politischen, sondern eher aus einem kulturellen Blickwinkel zu sehen, da der Blick durch die politische Brille die Aussicht auf die Unendlichkeit des kulturellen Feldes unnötig verengt.

Literatur und Musik bilden die beiden Grundpfeiler meines Lebens, und ich habe es immer als Selbstverständlichkeit empfunden, mich in mehreren künstlerischen Disziplinen zu betätigen. In jungen Jahren las ich einmal

Hanns Eislers Ausspruch »Wer nur von Musik etwas versteht, versteht auch davon nichts« und machte ihn mir zum Lebensmotto.

In der Antike trafen auf Samos einmal ionische und hellenische Philosophen zusammen und debattierten über den Zusammenhang zwischen den Künsten und den Wissenschaften, und sie kamen zu dem Schluss, die beiden stünden einander sehr nahe, und auf höchstem Niveau seien sie sogar ein und dasselbe.

Auf ein Letztes möchte ich noch hinweisen. Nachdem mein Roman Glückseligkeit in China erschienen war, bekam ich bei Veranstaltungen in Shanghai und Peking zu meiner großen Überraschung von chinesischen Journalisten immer wieder zu hören, das Buch sage auch viel über China aus, denn unsere beiden Länder wiesen im Spagat zwischen Tradition und Moderne viele Gemeinsamkeiten auf. Als man Anton Tschechow mitteilte, seine Bücher würden ins Französische übersetzt werden, soll er gesagt haben: »Aber ich erzähle doch vom Leben in Russland, wie können Franzosen das verstehen?«

Als bescheidener Lehrling Tschechows (und mit meinen 65 Jahren empfinde ich eine seltsame Freude daran, den schon mit 44 verstorbenen Tschechow als meinen Lehrmeister zu titulieren) habe ich meine Bücher für die Türkei geschrieben, doch in den 29 Ländern, in denen sie bisher erschienen sind, stoße ich immer wieder auf Reaktionen, die der oben geschilderten ähneln.

Meine verehrten deutschen Leser werden hoffentlich diese Erinnerungen nicht als Märchen aus einem exotischen Land auffassen, sondern als Teil des menschlichen Lebensabenteuers im 20. und 21. Jahrhundert. Also als Geschichte über den Menschen, mit seinen Schmerzen, seinen Freuden und seiner Liebe.

Istanbul, November 2010

Ziegenböcklein

Meine Großmutter hat mich einmal vor allen Leuten ein »Ziegenböcklein« genannt, und so klein ich war, spürte ich doch, dass damit nichts Böses gemeint war. »Die anderen Kinder sind Schafe, und mit ihren Schafsschwänzen verdecken sie jede Schuld, aber mein Böcklein kann das nicht. Wie eine Bergziege steht es ganz alleine da.«

Sie schaute bei diesen Worten wohl so traurig drein wie eh und je. Was sie mit dem Vergleich meinte, war mir natürlich damals nicht klar. Ich wusste nicht, was mich von anderen Kindern unterschied, doch meine Großmutter hatte mit ihrer Lebenserfahrung schon damals vorausgesehen, wie es mir im Leben ergehen würde. Immer wieder würde ich an ihre Worte zurückdenken müssen.

Damals in den fünfziger Jahren lebten wir in Ankara, in einem Viertel namens Kurtuluş, im Obergeschoss eines zweistöckigen Hauses. Mein Großvater, ein pensionierter Richter, nunmehr ganz dem Glauben ergeben, meine Großmutter, die wichtigste Beschützerin, zwei Jura studierende Onkel, meine Tante, die Tag und Nacht nähte, um zu unserem Unterhalt etwas beizutragen, und ich mussten in die kleine Wohnung passen, die gerade mal aus einem Wohnzimmer, zwei Schlafzimmern, einem Bad und einer winzigen Küche bestand.

Ich wohnte damals nicht mit meinen Eltern und meinen Geschwistern zusammen. Mein Vater wurde als Staatsanwalt immer wieder von Provinz zu Provinz versetzt, während ich die damals sehr angesehene Privatschule »Maarif Koleji« in Ankara absolvieren sollte. Bei meinen Großeltern zu leben war mir jedoch nichts Unvertrautes. Als ich drei war und mein Vater gerade in Fethiye arbeitete, kam mein Bruder Asım zur Welt, und da meine sehr geschwächte Mutter mit der Situation völlig überfordert war, wurde ich

zu den Großeltern gebracht. Später gestand mir meine Mutter, sie habe sehr unter dieser Trennung gelitten und deswegen oft tagelang geweint.

Auch das Mobiliar unserer kleinen Wohnung habe ich als recht dürftig in Erinnerung. Unter den häufig versetzten Staatsbeamten zirkulierte der Spruch, zweimal umgezogen sei wie einmal abgebrannt, und manche der notdürftig verpackten, von einer Ecke Anatoliens in die nächste geschafften Sachen wirkten, als hätten sie mehrere Brände hinter sich.

In der Küche wurden in einem Fliegenschrank geröstetes Hackfleisch, vergilbender Käse, eingelegte Oliven und dergleichen verwahrt. Daneben stand ein Wasserkrug, mit einem sauberen Tuch abgedeckt. Joghurt wurde von Straßenverkäufern erstanden, die plärrend ihre Waren anpriesen. Sie balancierten eine Tragestange auf der Schulter, an deren beiden Enden jeweils ein bedecktes Tablett hing. An der Haustür holte der Verkäufer eine Kelle hervor, mit der er den Joghurt auf den hingehaltenen Teller goss. Es war herrlich anzusehen, wie der sahnige weiße Joghurt von der Kelle herabtropfte. Auch die Honig- und Wassermelonen, die unter den Betten verstaubt wurden, kauften wir bei solchen fahrenden Händlern, ebenso das Trinkwasser.

Meine Großmutter machte wunderbare Köfte und geröstete Kartoffeln. Den Duft, den die Köfte in der ganzen Wohnung verströmten, werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Dagegen hasste ich den Geruch von in Olivenöl gebratenen Pasteten und ergriff sofort die Flucht.

Meine hübsche Tante Melahat mit den kastanienbraunen Augen schnitt ständig bunte Stoffe zu, saß an der ratternden Singer-Maschine und nähte und heftete und steppte. Ich sah sie eigentlich immer nur arbeiten. Da sie weder Knoblauch noch Zwiebeln mochte, rührte sie so manches Essen bei Tisch nicht an. Neben meiner Großmutter war mir Tante Melahat damals die wichtigste Person. Die beiden feinfühligsten Frauen standen mir näher als mein Großvater und die eher ruppigen Onkel.

Kurtuluş war damals ein sehr ruhiges Viertel und das dahinterliegende Topraklık erst im Entstehen begriffen. Zur Schule ging ich zu Fuß. Ich trug nicht wie die anderen Grundschulkinder eine schwarze Kittelschürze und einen weißen Kragen. Stattdessen in einem blauen, dreiknöpfigen Jackett mit

dem Schulwappen auf der Brusttasche und einer grauen Hose (je nach Jahreszeit lang oder kurz) herumzulaufen hatte etwas Besonderes an sich. Vermutlich war ich in ganz Kurtulus der Einzige, der so angezogen war; jedenfalls drehten sich die Leute auf der Straße nach mir um. Und da ich in der Schule Englisch lernte, verschaffte mir das türkische Sprichwort »Zwei Sprachen, zwei Menschen« zusätzliche Anerkennung.

Doch was musste meine Familie nicht für Opfer bringen, um mich auf diese Schule zu schicken! Selbst meine Großmutter, die mir kaum etwas abschlagen konnte, tat sich hart, mir ein wenig Taschengeld zukommen zu lassen. Viele meiner Mitschüler holten sich mittags in der Kantine ein Sandwich, das aus altbackenen Brotscheiben und einer vertrockneten Käsescheibe dazwischen bestand und fünfzig Kuruş kostete. Es schmeckte ziemlich gummiartig, doch meine Freunde und ich fanden Gefallen an dieser neuartigen Speise. Dabei bereitete mir meine Großmutter jeden Morgen mit herrlichen Köfte und anderen leckeren Dingen belegte Brote zu. Es war aber nichts zu machen, ich schämte mich nun mal, diese vor meinen wohlhabenden Schulkameraden auszupacken. Wenn ich hartnäckig auf einem Sandwich bestand, schimpfte meine Großmutter zwar und rief: »Was hast du bloß immer mit deinem Sântwitsch? Iss doch lieber die feinen Sachen, die ich dir mitgebe!« Dann aber brachte sie es doch nicht übers Herz, mir die fünfzig Kuruş zu verweigern, die für sie keine Kleinigkeit waren.

Wir lebten also auf engem Raum, und da von einer Rente zwei Kindern ein Studium finanziert werden musste, ließen sich keine großen Sprünge machen. Uns machte dieses bescheidene Dasein allerdings nichts aus, da zu jener Zeit alle Beamtenfamilien in Ankara so lebten. Etwas anderes wäre uns gar nicht in den Sinn gekommen. An ein Luxusleben mit Fernseher, Telefon und einem Auto vor dem Haus war gar nicht zu denken. Wenn es auch reichlich knapp herging, war man doch Vater Staat dankbar, der jeden Monat Geld überwies. Und wer ein bisschen etwas angespart hatte, spekulierte nicht etwa auf Dividenden, sondern freute sich schon, wenn er von der Bank ein Sparschwein geschenkt bekam oder hin und wieder an einer Lotterie teilnehmen durfte.

Wenn im Sommer andere Verwandte eintrafen, mussten in der kleinen Wohnung manchmal fünfzehn Menschen und mehr unterkommen, die aufeinanderlebten wie in einem Flüchtlingsboot. Kinder mussten dann manchmal sogar auf dem Esstisch schlafen. Meine Großmutter pflegte in solchen Situationen zu sagen: »Hauptsache, im Herzen ist Platz.«

Es gab keine Hotels, also drängte man sich zusammen, und da nicht in Frage kam, in ein Lokal zu gehen, wurde stets zusammen daheim gegessen. Dennoch wurde damals mehr geredet, gelacht und gefeiert als heute.

Ursprünglich hatte meine Familie einst Ländereien in Elazığ besessen, doch war ein Großteil davon von der Armee beschlagnahmt worden, und zwar gegen eine lächerliche Entschädigung (die letztendlich nie ausgezahlt wurde), so dass nach Verkauf des verbliebenen Grundbesitzes vom Reichtum nichts übrig geblieben war und die Beamtenfamilie mit fünf auszubildenden Kindern gerade über die Runden kam, was aber eher Grund zum Stolz war. Man war seit Generationen im Staatsdienst und hatte sich niemals Bestechung, Unterschlagung oder dergleichen zu schulden kommen lassen. Mein Großvater als osmanischer Offizier, sein Sohn als Untersuchungsrichter und seine in hohe juristische Ämter gelangten Enkel sahen den Lohn für ihre Berufsauffassung in einem zwar bescheidenen, aber aufrechten und stolzen Dasein.

Auf dem Gymnasium sagte einmal ein Mitschüler zu mir: »Mensch, wenn ich so einen Vater hätte, was würde ich da reich werden.« Ich wusste nicht, was er damit meinte; offenbar redete er Unsinn. Mein Vater war damals Vorsitzender der zweiten Strafkammer des Kassationshofs, doch was hatte das mit Geld zu tun?

Über Jahre hinweg wollte mein Vater nicht glauben, dass ein Richter oder auch nur ein einfacher Verkehrspolizist Bestechungsgelder annehmen könnte. »Junge, was redest du da? Ein Staatsbeamter und sich bestechen lassen? So etwas will ich nicht hören.«

Nichts konnte ihn derart aufbringen. Sobald über den Staat geschimpft wurde, murrte er: »Ihr müsst es ja besser wissen«, wandte sich ungehalten ab, schlug die Beine übereinander und wippte nervös mit dem Fuß.

Wenn von uns Geschwistern einer nach Hause kam und in der Schultasche einen fremden Stift hatte, setzte es ein Donnerwetter. Mit der Entschuldigung, den Stift nur aus Versehen eingesteckt zu haben, kamen wir nicht davon, sondern wurden unweigerlich bestraft.

Nach der Ernennung meines Vaters zum Kammervorsitzenden stand ihm ein Dienstwagen zu, mit dem er abgeholt und wieder nach Hause gebracht wurde. Nie haben wir das Innere dieses Autos auch nur zu Gesicht bekommen. Kaum war mein Vater zu Hause, fuhr das Auto wieder ab, und wenn wir danach irgendwohin wollten, fuhren wir mit dem Bus und später mit dem altersschwachen Opel, den mein Vater sich irgendwann zulegte.

In den sechziger Jahren war mein Vater als Gerichtsinspekteur viel in Anatolien unterwegs, und meine Mutter und ich gingen jeden Monatsanfang auf die Bank, um uns seine Bezüge auszahlen zu lassen. Ich war inzwischen auf der Mittelschule, doch meine Mutter nahm mich noch immer bei der Hand, nun aber nicht mehr, um mich zu beschützen, sondern weil nun sie auf meine Hilfe angewiesen war. Mit dieser jungen, hübschen, aber sehr nervösen Frau war es nämlich so weit gekommen, dass sie aus lauter Furcht zu stottern allmählich kaum mehr mit Fremden sprach. Ich weiß nicht, woher diese Furcht rührte. Von Geburt stotterte meine Mutter nicht, aber in Ankara bildete sich diese Angst bei ihr heraus.

Vor der Bank hielt sie meine Hand noch fester und schärfte mir ein, den Namen meines Vaters und seine Kontonummer zu sagen. »Das kannst du doch selber«, entgegnete ich. »Und wenn ich stottere?« Vor lauter Aufregung begann sie dann tatsächlich zu stottern.

Ihre Nervosität und Weltfurcht ging allmählich auch auf mich und meine Geschwister über. Sie wirkte sich zwar jeweils anders aus, hat aber doch bei der Persönlichkeit eines jeden von uns ihre Spuren hinterlassen. Wenn ich in ein Aufnahmestudio muss und mir dabei in den ersten Tagen oft die Stimme wegbleibt oder ich nachts nicht schlafen kann oder wenn ich vor einem Auftritt am liebsten davonlaufen würde, so ist das ein Erbe meiner dunkelblonden, feinsinnig lächelnden Mutter, die infolge dieser ständigen inneren Unruhe bereits mit 38 Jahren verstarb.

Zwei Debatten wurden damals mit erstaunlicher Erregung geführt. Bei der einen ging es um eine Margarine namens »Vita«, bei der anderen um einen jungen Sänger namens Zeki Müren, dessen Stimme immer öfter im Radio zu hören war. (In späteren Jahren sollte noch der Streit über Steh- und Sitztoiletten hinzukommen. Vor allem ältere Anhänger der bis dahin in der Türkei üblichen Steh-toiletten konnten sich nur schwer an Sitztoiletten gewöhnen, und es machten bald Geschichten von Leuten die Runde, die bei dem Versuch, auf Sitztoiletten zu steigen, übel gestürzt waren.)

Die Vita-Debatte erfasste mich, als wir noch in Amasya wohnten, in einem Haus direkt am Fluss Yeşilirmak. War bis dahin grundsätzlich mit Butter gekocht worden, kam nun eine Margarine mit einem fremdländischen Namen und einer modernen Aufmachung auf den Markt. Vita markierte vermutlich den Anfangspunkt des Verpackungs-, Marken- und Werbewahns, der heutzutage die Türkei beherrscht. Während junge Frauen sich sofort auf das neue Produkt stürzten, wurde Vita von der älteren Hausfrauengeneration vehement abgelehnt und als Angriff auf die jahrhundertealte Kochtradition empfunden. Ein ordentlicher Pilaw musste mit Butter zubereitet werden und Spiegeleier genauso, was sollten da diese neumodischen Sitten! Der Streit darüber wurde bei uns in Amasya genauso geführt wie in allen türkischen Haushalten. Meine Mutter war Modernisiererin, meine Großmutter Traditionalistin. Bald gab es Versuche, die Traditionalisten auszutricksen. Da kochten junge Frauen heimlich mit Vita und jubelten der Familie das Ergebnis als mit Butter zubereitete Speise unter. Bekamen sie dann von der Schwiegermutter höchstes Lob, trumpften sie mit der Wahrheit auf.

Vita und spätere Margarinesorten gingen aus dem Kampf so lange als Sieger hervor, bis sich der Begriff der gesunden Lebensführung durchsetzte und Margarine plötzlich als Risikofaktor für Arterienverkalkung galt.

Bei der zweiten Debatte ging es wie gesagt um Zeki Müren. Wer an eher schwülstige Sänger wie Hafiz Burhan oder Münir Nurettin gewöhnt war, konnte sich mit der neuen Mode im Radio nicht recht anfreunden. Meiner Großmutter galt Zeki Müren einfach als »fade«, doch bei jungen Leuten fand

er Anklang. Wie fast immer setzten sich die Jungen durch, und Zeki Müren erfreute sich jahrzehntelang größter Beliebtheit.

Meine Großmutter nahm mich manchmal zu Konzerten oder zu öffentlichen Sendungen von Radio Ankara mit, und einmal durfte ich auch zu einem Auftritt von Zeki Müren in einem großen Kino. Wenn wir aus dem Haus gingen, nahm meine Großmutter mich immer sofort bei der Hand und ließ mich nicht mehr los, genauso wie meine Mutter. Nur von den Männern der Familie nahm mich nie einer bei der Hand.

Zeki Müren, ein vornehm gekleideter junger Mann mit Brille, zog sich während seines Konzertes mehrfach um – ein damals in der Türkei völlig unüblicher Vorgang. Über seine sexuellen Neigungen waren wohl schon damals Gerüchte im Umlauf, denn zwischen zwei Liedern rief aus den hinteren Reihen jemand nach vorne: »Fräulein Zeki!«

In seiner eigentümlichen Diktion gab Zeki Müren zurück: »Hier von der Bühne aus kann ich Ihr Gesicht nicht erkennen, aber ich schliesse aus Ihrem Zuruf, dass Sie ein echter Gentleman sind.« Es wurde geklatscht, denn damals herrschte eben noch nicht die Aggressivität vor, die sich in der türkischen Gesellschaft seither breitgemacht hat.

Hätte zu dem andächtig lauschenden Jungen, der ich damals war, jemand gesagt: »Hör zu, wenn du groß bist, wirst du einmal Komponist und schreibst Lieder, und dieser Zeki Müren, der da vorne auf der Bühne steht, wird diese Lieder interpretieren und eine Platte damit machen. Und er wird dich kennenlernen wollen«, dann hätte ich mich wohl erschrocken an meine Großmutter gedrückt und mich gefragt, was dieser Verrückte von mir wolle.

Zeki Müren sollte uns tatsächlich einmal begegnen, und zwar Anfang der neunziger Jahre bei einem Empfang im Istanbuler Hilton Hotel. Da hatte er bereits meine Lieder aufgenommen und war längst nicht mehr der schlanke junge Mann von damals, sondern die korpulente, extravagante Erscheinung, als die er sich dem Gedächtnis der Türken eingepägt hat. Er lobte mich überschwänglich, klagte, wie schwer es heutzutage sei, gute Lieder zu finden, und zog ehrende Vergleiche zu großen Komponisten, das Ganze in einer künstlichen, unwirklich vornehmen Sprache. Dann fragte er mich plötzlich, was ich denn von den kindlich jungen Sängern hielte, die nun sehr en vogue

waren und vor dem Namen immer den Zusatz »Klein-« trugen, aber noch bevor ich etwas erwidern konnte, sagte er schon: »Was haben die bloß mit dem Kleinen? Wissen Sie, für mich muss alles, aber auch wirklich alles immer groß sein.« Und brach in frivoles Gelächter aus.

Es ist ein Wesenszug von mir, oft zwischen Vergangenheit und Gegenwart hin und her zu wechseln, und so ist auch nicht verwunderlich, dass ich bei meiner Begegnung mit Zeki Müren auch den kleinen Jungen vor mir sah, als der ich einst neben meiner Großmutter im Kino gesessen hatte.

Der Junge hätte nie gedacht, dass er einmal prominent sein würde, auch später noch nicht, als er ein junger Mann war. Dass sein Name weithin bekannt wurde, war lediglich eine Nebenerscheinung des Erlebten und sollte ihm viel Verdruss einbringen.

Nicht selten schreckte er dann aus dem Halbschlaf hoch, von der Frage geplagt, wie viele Menschen wohl gerade über ihn sprachen und urteilten. Sein Leben lang sollte er das eigentümliche Gefühl nicht loswerden, von den Leuten falsch verstanden zu werden. In einem Land, in dem es ungeheuer schwer ist, in der öffentlichen Meinung nicht ein verzerrtes Bild von sich zu finden, versuchte er immer wieder, das Joch der »Prominenz« abzuschütteln, doch sollte es jedes Mal nur noch schlimmer auf ihm lasten.

»Fällt kein so schnelles Urteil über mich!«, hätte er am liebsten gerufen. »Steckt mich nicht gleich in eine Schublade!«

Er entging aber nicht dem Schickal, das viele Künstler ereilt. Es erwuchs ihm eine Anzahl hartnäckiger Feinde, die zwar im Vergleich zu seinen Anhängern klein ausfiel, aber doch proportional zu jenen anstieg. So musste er damit leben, dass Aussagen von ihm verfälscht wurden und die wildesten Gerüchte aufkamen.

Wo aber stammte das »Ziegenböcklein« eigentlich her, das nie gedacht hätte, berühmt zu werden, und das doch einmal die Hand von Mutter und Großmutter loslassen und in die Welt hinaus treten musste?

Um das zu erfahren, muss man ins 19. Jahrhundert zurückgehen, und zwar zu Mülazım Ömer, der größten Legende unserer Familie.

Der Urgroßvater, der den russischen Kommandanten tötete

Ömer, mein Urgroßvater väterlicherseits, war der Sohn von Yusuf Ağa, der in Artvin (damals noch Livane genannt) im äußersten nordöstlichen Zipfel der heutigen Türkei als direkt dem Sultan weisungsgebundener Lokalherr lebte und Besitzer stattlicher Pferde war. Von den beiden anderen Söhnen Yusuf Ağas war einer ins Zarenreich gezogen, der andere verkrüppelt.

Im Russisch-Osmanischen Krieg von 1877/78 wurde das Dorf Yusuf Ağas von der russischen Armee umzingelt. Es gelang Yusuf Ağa, seinen Sohn Ömer aus dem Dorf zu schmuggeln und mit einem Brief an den Frontkommandanten Ahmet Muhtar Paşa nach Erzurum zu schicken. Zwei Tage darauf begannen die Kämpfe mit den russischen Truppen, bei denen das Dorf Yusuf Ağas völlig zerstört wurde. Von der Familie überlebte einzig und allein der nach Erzurum entsandte Ömer.

Der legendäre Ahmet Muhtar Paşa nahm sich Ömers an und machte ihn zu seinem Leibwächter. Im Winter wurde schließlich ein Waffenstillstand geschlossen, Ahmet Muhtar Paşa in den Westen des Reiches abberufen und durch einen anderen Kommandanten ersetzt, der auf den Rat seines Vorgängers hin Ömer in seine Dienste übernahm.

Erzurum hatte unter der russischen Besatzung sehr zu leiden. Als die Klagen der Bevölkerung überhand nahmen, beschloss Ömer zusammen mit zwei befreundeten Unteroffizieren, dem russischen Kommandanten aufzulauern. In einer eiskalten Nacht passten sie den Moment ab, als der eine Kneipe verließ, und erschossen ihn zusammen mit einem seiner beiden Leibwächter; dem anderen gelang die Flucht.

In Erzurum war daraufhin der Teufel los. Anhand der Angaben des entkommenen Leibwächters durchkämmten die Russen sämtliche türkischen Truppenteile, um die Attentäter zu fassen und hinzurichten. Ömer und seine Mitverschwörer wurden in einem Lazarett versteckt, wo sie nur so viel Nahrung zu sich nahmen, wie zum Überleben nötig war. Zudem rieben sie sich Tag für Tag Gesicht und Körper mit Teer ein. Als die Russen schließlich auch das Lazarett durchsuchten, trafen sie auf abgemagerte, fast schwarze Gestalten, die ihnen unverdächtig erschienen.

Dennoch schwebte Ömer noch immer in Gefahr. Der türkische Kommandant beförderte ihn deshalb zum Hauptmann und ließ ihn zu einem anderen Bataillon in das weiter westlich gelegene Harput versetzen. Dort ließ Ömer sich nieder und heiratete ein tschetschenisches Mädchen. Was sich anhört wie eine typisch osmanische Sage, nahm aber auch ein dementsprechend tragisches Ende, und Ömer fiel auf einem Feldzug. Er hinterließ seinen zehnjährigen Sohn Zülfikâr. (Die beiden Eltern hatten sich einen Sohn gewünscht, da ihnen aber lange keiner vergönnt war, hatten sie an einem nahe gelegenen Heiligengrab ein Gelübde abgelegt; sollte ihnen ein Sohn geboren werden, würden sie ihn nach dem Heiligen benennen. Während der Schwangerschaft soll der Heilige der werdenden Mutter oft im Traum erschienen sein. So erklärt sich die äußerst seltene Kombination meiner beiden Vornamen Ömer und Zülfü. Zülfü ist eine Ableitung von Zülfikâr; so hieß das Schwert des schiitischen Heiligen Ali. Mein Nachname wiederum ist ein Verkürzung von Livanelioğullari, »Söhne der Leute aus Livane«, wie man Ömer und seine Familie genannt hatte.)

Zülfikâr setzte die Beamtentradition der Familie fort und wurde Untersuchungsrichter. Er war das älteste Familienmitglied, das ich kennenlernte. Ich habe ihn als imposanten Mann in Erinnerung, der zwischen Strenge und Güte genau das richtige Maß zu halten wusste. Die Jahre, die ich mit ihm und meiner gescheiterten Großmutter verbrachte, haben mich mehr gelehrt als jede Schule.

Ihrer beider Kind, also mein Vater, wurde nach dem Jurastudium als Staatsanwalt in das für sein Thermalbad bekannte Städtchen Ilgin versetzt und heiratete dort jenes dunkelblonde Mädchen, das er einmal im großen

Garten des Konaks hinter dem Justizgebäude hatte umherspazieren sehen. Es war die mittlere von drei Töchtern des Rechtsanwalts Asım, und ihr Name war Şükriye.

Die Juristentradition unserer Familie wurde durch diese Heirat und später durch die Karriere meines Bruders Asım noch verstärkt, während es mir vorbehalten war, unseren Familiennamen zum ersten Mal mit dem eines Angeklagten in Verbindung zu bringen.

Bemerkenswert sind die Todesdaten meiner beiden Großväter. Mein Bruder und ich wurden nach ihnen benannt, als die beiden noch am Leben waren. Jahre später starb mein Großvater Zülfikâr an einem 20. Juni, meinem Geburtstag, und später mein Großvater Asım an einem 2. Juli, dem Geburtstag meines Bruders Asım. Es war, als hätten sie uns die Welt an ihrem Todestag übergeben.

Die Schakalhöhlen

Wer versucht, sich an den ersten Eindruck seines Lebens zurückzuerinnern, versinkt in einem endlosen Bildermeer, in das es tiefer und tiefer hinabzutauchen gilt.

Das erste Bild, das von dieser Welt in mir haften blieb, war das eines Königsgrabs. Wie sich später herausstellte, waren es die lykischen Felsengräber von Fethiye, die solchen Eindruck auf mich gemacht hatten.

Nachdem ich im Jahr 1946 auf die Welt kam, zogen wir in die Küstenstadt Fethiye im Südwesten der Türkei. Mein Vater, der dorthin als Staatsanwalt versetzt worden war, machte sich noch in der Nacht unmittelbar nach meiner Geburt auf den Weg, um erst mit dem Zug und danach auf einem Maultier seinen Einsatzort zu erreichen.

Wir blieben in Fethiye, bis ich drei war, und so reichen also meine ersten Erinnerungen bis in dieses Alter zurück. Ich kann mich erinnern, dass man mir die Felsengräber zeigte und mir sagte, dort wohnten Schakale. So behielt ich die Gräber lange als Schakalhöhlen im Gedächtnis.

Außerdem sehe ich ein weißes Haus mit Garten vor mir. Da später der größte Teil Fethiyes bei einem Erdbeben zerstört wurde, weiß ich nicht, inwieweit diese Erinnerung der Wirklichkeit entspricht.

In Mersin sehe ich mich in einer Kutsche mitfahren, mit einer Saz auf dem Schoß, an deren Saiten ich im Rhythmus des Pferdegetrappels herumzupfe.

In einem Garten in Mersin wurden von einem Maulbeerbaum Früchte auf ein Tischtuch herabgeschüttelt. Mein Onkel İzzet, dunkelblond, mit Brille, setzte mich auf den Gepäckträger seines Rades und fuhr mich spazieren. Er spielte in dem Holzhaus, in dem wir wohnten, jeden Tag Geige. Als ich einmal zündelte und dabei einen Vorhang ansteckte, riss er diesen herunter und verbrannte sich dabei die Handflächen. Eine Weile blieb die Geige

stumm. Mit kaum fünfundzwanzig starb dieser schwächliche Mann an Tuberkulose.

Als nächstes wohnten wir in Silifke, in einem großen Haus am Fluss Göksu. Mir kommen Belanglosigkeiten in den Sinn wie ein auf dem Fluss treibender Aprikosenzweig, dazwischen das Bild von dem Skorpion, auf den ich einmal barfuß trat.

Dann der Tag, an dem in dem großen Wohnzimmer alle leise schluchzten. Der Schmerz über den Tod des schmalen, blutjungen Geigers. In einer aufgeregten Sturmnacht dann gegen Morgen die Geburt meiner Schwester Seyhan.

Im Garten des Hauses in Silifke stand ein mächtiger Baum. Als ich später Hundert Jahre Einsamkeit von Gabriel Garcia Marquez las, stand mir der Baum, unter dem im Buch der pensionierte Oberst Buendia saß, stets als jener Baum von damals vor Augen. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, doch war es bestimmt jener und kein anderer.

1989 saß ich als Gast des mexikanischen Präsidenten Gortari im Garten von dessen Residenz, Schloss Chapultepec. Gleich neben der Laube stand ein auffallend großer Baum. Wieder war es der besondere Baum aus meiner Kindheit, und diesem am nächsten saß nun niemand anders als Gabriel Garcia Marquez. So ist das Leben voller bedeutsamer Zufälle.

Als mein Vater von Silifke nach Amasya versetzt wurde, zogen wir in ein zweistöckiges Haus am Yeşilirmak, der jedes Jahr über die Ufer trat. Sobald das Wasser answoll, packten wir unsere Sachen zusammen und zogen in das höher gelegene Haus eines Bekannten. Wenn wir nach Tagen zurückkehrten, traten wir in dunklen, schmierigen Schlamm, auf dem man leicht ausrutschte und der beim Trocknen ganz rissig wurde.

Bei einer solchen Rückkehr erblickte ich einmal ein Huhn, dessen Füße sich im trocknenden Schlamm verklebt hatten. Es zappelte verzweifelt herum, doch schien es mit dem Boden wie verwachsen zu sein. Ich träumte später oft von diesem Huhn. Eine andere gequälte Kreatur ist mir von Ankara her in Erinnerung, als ich auf dem Heimweg von der Schule ein leidendes Pferd sah, aus dessen Maul fortwährend eine weiße Flüssigkeit troff.

In Silifke wurde ich eines Tages in ein Nachbarhaus mitgenommen, in dem ein Mann auf dem Sterbebett lag. Er wirkte wie eingeschrumpelt. Ich weiß nicht, ob ich ihn schon damals so sah oder sich dieses Bild erst entwickelt hat, aber heute steht er mir als alter Mann von der Größe eines fünfjährigen Kindes vor Augen.

Mir blieb noch ein anderes Bild haften, als mein Vater als ermittelnder Staatsanwalt mich einmal an ein Flussufer mitnahm, an dem auf Kieseln die nackte Leiche eines ertrunkenen Mannes mit grotesk angeschwollenem Geschlecht lag. Er war der erste Tote, den ich sah.

In Amasya wurde ich eingeschult. Aus jenen glücklichen Tagen sind mir die Kinderspiele am Yeşilirmak und die Geburt meines jüngsten Bruders Ferhat in Erinnerung. Auch weiß ich noch, wie ich zum Koranunterricht geschickt wurde, mit einem kleinen Futteral um den Hals, das eine Fibel mit den arabischen Buchstaben enthielt, die wir im Unterricht beim Hoca auswendig lernen mussten.

Im schmucken Kino wurde für den Staatsanwalt stets eine Loge freigehalten, in die ich mich zu jeder Tageszeit setzen durfte. Ich verbrachte dort die schönsten Stunden meiner Kindheit und entwickelte eine unbändige Liebe zum Film. Vor allem während der Sommerferien sah ich manche Filme sieben-, achtmal hintereinander.

Leider wurde meinen Geschwistern und mir unsere ganze Kindheit über eingepflegt, wir seien irgendwie anders als die anderen. Man bildete sich nicht wenig darauf ein, einer Juristenfamilie anzugehören. Die Kinder von Richtern und Staatsanwälten durften sich nicht gehen lassen. Wir hatten auf uns zu achten, um den Namen eines Dieners der heiligen Justitia nicht in den Schmutz zu ziehen.

Eines Tages wurden sämtliche Schulkinder zu einem Demonstrationzug aufgereiht. Wir liefen durch die Straßen und brüllten aus Leibeskräften: »Zur Hölle mit Stalin!« Für uns war das eine willkommene Abwechslung, schließlich riefen wir lieber diesen seltsamen Satz, als gelangweilt im Unterricht zu sitzen. Passanten spendeten uns Beifall. Weder wussten wir etwas von diesem Stalin, noch dass er an jenem Tag gestorben war.

Kurz danach saß ich in dem riesigen grauen, mir wie ein Raumschiff erscheinenden Buick des Abgeordneten Faruk Çöl. Wir wurden von dessen Fahrer nach Ankara chauffiert. Faruk Çöl war ein Freund meines Vaters, ein grauhaariger, sehr elegant gekleideter Großagronom. Während meiner Schulzeit in Ankara war er mein Vormund. Er heiratete später eine schöne junge Frau und wurde bald danach von seinem Hausmeister umgebracht.

In Ankara war ich glücklich über meine Schuluniform, in der wir über den damals noch sehr vornehmen Kızılay-Platz stolzierten. Sich so gewandet in die von Exilrussinnen betriebene Konditorei neben dem großen Kino zu setzen, bedeutete allerhöchstes Vergnügen, doch konnte ich mir das fast nie leisten. Erst später sollte ich begreifen, welche Entbehrungen eine Beamtenfamilie mit schmalem Verdienst auf sich nahm, um ihr Kind auf eine solche Schule zu schicken. Dass Kinder einer Familie wie der unseren eine Privatschule besuchten, war damals nicht üblich.

Zu Hause erwartete mich eine ganz andere Art von Unterricht. Mein Großvater, dessen beide Onkel in Elaziğ führende Mitglieder eines Sufi-Ordens gewesen waren, ließ mich Gebete und Koransuren auswendig lernen. Meine Großmutter hielt nichts von dieser Praxis und fürchtete, ich würde dadurch überanstrengt, und so drehte sie zum Trotz das Radio an. Während also aus dem Apparat Zeki Müren ertönte, leierte ich laut arabische Gebetsformeln herunter. Wenn ich zu sehr auf das Radio lauschte, setzte mein Großvater den strengen Blick auf, der bei uns Kindern so gefürchtet war, und griff drohend zu einem Pantoffel. Ich lernte zu jener Zeit erstaunlich viele Gebete und religiöse Vorschriften. Dass ich als Sohn eines Staatsanwalts einen Korankurs und eine Privatschule besuchte und meine Familie Atatürk verehrte und dennoch ihre religiösen Pflichten nicht vernachlässigte, stellte für mich keinerlei Widerspruch dar. Da die Frauen in unserer Familie gemeinhin kein Kopftuch trugen, konnte ich auch lange nicht begreifen, was diese Kopfbedeckung mit Religiosität zu tun haben sollte. Meine 1900 geborene Großmutter trug fast nie eines, was sie aber nicht daran hinderte, mich an Ramadan-Abenden in die Frauenabteilung der Moschee mitzunehmen (wo sie dann allerdings ein Kopftuch umband). Meine Mutter trug ihr Haar grundsätzlich offen.

Obwohl mein Großvater sich mehr und mehr dem Glauben zuwandte, kümmerte ihn nicht im Geringsten, wie es die Frauen seiner Familie mit ihrer Kopfbedeckung hielten. Deswegen erstaunte mich auch die türkische Kopftuchdebatte so, die in den neunziger Jahren ihren Höhepunkt erreichte. Wäre ich einer atheistischen Bürokratenfamilie entsprungen, hätte ich zur Not noch verstehen können, wenn Familien, in denen kein Kopftuch getragen wurde, mit dem Etikett »glaubenslose Republikelite« bedacht wurden. Aber was sollte das schon für eine »Elite« sein, die ihr Kind in den Korankurs schickte, es in die Moschee mitnahm, ihm zu Hause rigoros Religionslehre erteilte, gänzlich nach türkischer Tradition lebte und sogar nach Mekka pilgerte? Als in Amasya mein Bruder Ferhat auf die Welt kam, wurde ich mit der abgeschnittenen Nabelschnur zur Beyazit-Moschee geschickt, wo ich diese in einer bestimmten Nische deponierte. Dass Ferhat dennoch nicht Imam, sondern Musiker wurde, ist wieder eine andere Geschichte.

Mit dem Wort »Elite« wird auch ein gewisser Wohlstand in Verbindung gebracht, und das vertrug sich so gar nicht mit unserer Familie, die im Verlauf mehrerer Kriege ihr ganzes Vermögen eingebüßt hatte und nunmehr mit einem einzigen Gehalt einer ganzen Kinderhorde eine anständige Ausbildung angedeihen ließ, ohne sich je zu beklagen. Während der Kopftuch- und Religionsdebatten wurde oft so getan, als sei die Türkei zweigeteilt in jene »glaubenslose Republikelite« und die »unterdrückte Volksmasse, die ihre Religion nicht ausleben darf«. Ich konnte diese künstliche Zweiteilung nie akzeptieren und kann es auch jetzt nicht, denn dazu müsste ich verleugnen, was ich innerhalb meiner Familie und nicht nur dort erlebt habe. In meinen Jugendjahren gab es noch eine Grundlage, auf die sich das ganze türkische Volk verständigen konnte, und darin fand sowohl der Prophet Mohammed seinen Platz als auch Atatürk; Mohammed nämlich als spiritueller Anführer und Atatürk als »Retter des Vaterlands«. Darüber gab es gar keine Diskussion. Man warf sich nicht gegenseitig vor, »gläubig« oder »ungläubig« zu sein, denn auf ihre Weise waren alle gläubig. Erst später wurden solche Unterscheidungen getroffen, bis es so aussah, als sei die Türkei in Gläubige und Ungläubige gespalten.

In Gegenwart meines Großvaters rauchten mein Vater und meine Onkel nicht und schlugen nicht einmal die Beine übereinander. Da mein Großvater keinen Alkohol anrührte, kam natürlich auch nicht in Frage, dass seine Söhne in seiner Anwesenheit etwas getrunken hätten. So kam es, dass meine Onkel als ausgewachsene Richter und mein Vater auf dem Höhepunkt seiner beruflichen Karriere zu diversen Schlichen greifen mussten, um doch zu ihrem Rakı zu kommen. Wenn in unserem Haus in Bahçelievler der Tisch gedeckt wurde, verschwanden die drei Brüder in der Küche, entnahmen einem Versteck ihre Rakıflasche, und nach einigen verstohlenen Schlucken setzten sie sich zurück ins Wohnzimmer zu meinem aufs Essen wartenden Großvater. Dieses Verhalten der drei Männer hatte etwas zugleich Komisches und Tragisches an sich. Ihr Versteck war so gewählt, dass die Flasche sich blitzschnell verbergen ließ, falls mein Großvater einmal unvermutet in der Küche auftauchen sollte. So vermuteten alle, mein Großvater sei tatsächlich ahnungslos, bis er eines Tages besonders hungrig war und ungeduldig rief: »Zülfü, ich weiß doch, dass die in der Küche saufen, die sollen sofort kommen!« Die paar Schluck Rakı, die die drei Männer sich heimlich gönnten, galten meinem Großvater bereits als »saufen«. Als ich in der Küche Bescheid sagte, brach unter den dreien Panik aus. Sie gossen den Rest aus ihren Gläsern weg, spülten sich hastig den Mund aus und setzten sich kleinlaut zu Tisch. Ihren Vater wagten sie nicht anzusehen.

Eine weitere Eigenart meines Großvaters war, dass er die Radiosendungen zum Geburtstag des Propheten in andächtiger Stille hören wollte und nicht einmal ein Flüstern duldete. So waren wir jeweils alle um das Radio versammelt und lauschten den Kantoren, die ein Gedicht auf den Propheten vortrugen und sich dabei um möglichst hohe Töne bemühten, was uns Kinder oft genug zum Lachen reizte. Durch die angespannte Atmosphäre und die erzwungene Stille wurde dieser Reiz nur noch schlimmer, bis er in einen unbeherrschbaren Lachanfall mündete. Daraufhin machten wir uns in unser Zimmer davon, wo wir uns vor Lachen schüttelten und jene hohen Töne nachzuahmen versuchten. Vom Großvater wurden wir dann tagelang mit vernichtenden Blicken gestraft.

Nicht unerwähnt soll bleiben, wie unbeholfen mein Großvater gegenüber jeglicher Technologie war. Als meine Tochter Aylin in Istanbul eingeschult wurde, kaufte ich einen Kassettenrekorder aus Deutschland. Bei einem Familienbesuch in Ankara hielt ich allen das Mikrofon hin, und jeder richtete meiner in Istanbul verbliebenen Frau Ülker einen Gruß aus und wünschte Aylin viel Erfolg in der Schule. Mein Großvater saß währenddessen stumm da, mit Hausjacke, Käppchen und Gebetskette. Zuletzt ging ich zu ihm und forderte ihn auf, auch etwas zu sagen. Er nahm das Mikrofon in die Hand und führte es wie die anderen zum Mund. »Ülker!« rief er dann und wartete ein Weilchen. »Ülker!« Er wiederholte den Namen meiner Frau noch mehrmals. »Wie geht es dir?« Nach einer weiteren Pause warf er plötzlich Mikrofon und Rekorder auf den Boden. »Die antwortet ja nicht.« Bevor es die Zerstreuung durch das Fernsehen gab, mussten solche Fehlleistungen der älteren Generation als Amüsement herhalten und wurden über Jahre hinweg immer wieder aufgetischt.

Vor dem Opferfest nahm mein Großvater mich jeweils auf den Viehmarkt mit und tastete dort so lange an ausgewachsenen Schafböcken herum, bis er seine Wahl getroffen hatte. Dann heuerte er einen Träger an, der sich das Tier auf den Rücken lud, und so ging es zu Fuß wieder nach Hause zurück. Beim Schlachten eines Opfertiers war ich allerdings nie dabei.

Für Bigotterie hatte mein Großvater trotz seiner Frömmigkeit nichts übrig. Oft ging er im Zimmer herum und schimpfte auf unsichtbare Feinde: »Reaktionäres Pack!« Und beim Nachrichtenhören ereiferte er sich immer wieder über Oppositionsführer İsmet İnönü, was nicht selten zu Streit mit meiner Großmutter führte, einer glühenden Anhängerin von İnönüs Partei.

Die Angewohnheit meines Großvaters, auf den Radioapparat einzuschimpfen, muss auf mich übergegangen sein, denn ich ertappe mich oft genug, wie ich vor dem Fernseher mit lügenden Politikern streite. Es hat sich nur die Marke geändert: Er schimpfte vor einem Philips-Radio, ich vor einem Sony-Fernseher.

Erst vor kurzem, als mein Vater eine kleine Geschichte unserer Familie niederschrieb, sollte ich über meinen Großvater etwas erfahren, das mich regelrecht stolz auf ihn macht. Als mein Großvater nämlich 1915 Richter in